

## **Burkhard Spinnen**

### **Laudatio auf Juli Zeh anlässlich der Verleihung des Heinrich-Böll-Preises, Köln, 8. November 2019**

#### **Es gilt das gesprochene Wort**

Meine sehr geehrten Damen und Herren, verehrte Frau Oberbürgermeisterin, und vor allem: liebe Frau Zeh

Ich falle mal mit der Tür ins Haus. Wie ist das eigentlich, als Autorin eine Laudatio auf sich selbst und das eigene Werk zu hören?

Erster Teil der Antwort: Prima, ganz wunderbar! Die Gattung Lobrede verpflichtet, wie der Name schon sagt, aufs Loben – alles andere ist strikt verboten. Die Autorin kann sich also zurücklehnen. Keine Beckmesserei, kein Gekritzel, kein Neid; und da wir schon mal im Rheinland sind: nicht mal das übliche Genöle. Das sollte für die Autorin also eine stressfreie Zeit garantieren.

Zweiter Teil der Antwort: Vorsicht! Da lauert doch noch eine Gefahr. Womöglich muss die Autorin nämlich zwanzig Minuten lang einen Text über sich ergehen lassen, in dem sie als etwas beschrieben wird, was sie gar nicht ist – oder wenigstens nicht sein will – und in dem sie für ein Werk gelobt wird, das sie glaubt, nicht geschrieben zu haben oder wenigstens nicht geschrieben zu haben wünscht.

Sie schütteln den Kopf? Sie denken jetzt: unmöglich?

Glauben Sie mir: So etwas kann passieren. Wir befinden uns hier auf dem Gebiet der Literatur, und das heißt im vertrackten Zauberreich individueller Wahrnehmung. In diesem Zauberreich geschieht es oft genug, dass ein und derselbe Text sowohl als grandios als auch als misslungen bezeichnet wird; und es geschieht überdies, dass für beide Urteile jeweils ganz verschiedene Gründe angeführt werden. Folgen Sie nur einmal den Debatten beim Ingeborg-Bachmann-Preis.

Tatsächlich herrscht in anderen Bereichen des Lebens mehr Eindeutigkeit. Niemand wird zum Beispiel einen Schwimmer wegen seiner Laufstärke oder einen Fußballer wegen seiner Wurfkraft loben.

Das würde sofort unangenehm auffallen und umgehend korrigiert werden.

Eine Laudatio allerdings, die mit Verve weit links oder rechts an der Selbstwahrnehmung der Autorin vorbeidonnert, kann weder verhindert noch korrigiert werden. Wahrscheinlich, nein, ganz sicher wird die Autorin im Anschluss nicht auf die Bühne treten, um die schlimmsten Fehler der gerade gehörten Lobrede zu korrigieren. Sie setzt stattdessen während der Laudatio ein möglichst natürlich wirkendes, leicht gerührtes Lächeln auf, das sie auch während ihrer Dankesrede konserviert. Spät abends im Hotelzimmer darf sie dann wach liegen und über einen längeren Essay nachdenken, in dem sie der Frage nachgehen wird, ob es ein gerechter Ausgleich ist, wenn man im fortgeschrittenen Leben mit falschen Argumenten gelobt wird, während man in seiner Kindheit und Jugend mit falschen Argumenten kritisiert wurde.

Und der Laudator selbst? Es sieht so aus, als käme er ziemlich heil aus der Sache heraus, auch wenn er mit seinem Lob das Selbstverständnis der Autorin glatt verfehlt hat. Das Schlimmste, was ihm passieren kann, ist, dass er von der Autorin nach dem offiziellen Dankeschön kein persönliches mehr bekommt und von ihr beim offiziellen Stehempfang gemieden wird. Das fällt aber kaum auf, denn meistens wird er dort von Leuten umringt, die ihn für seine Lobrede loben wollen.

Aber es gibt Ausnahmen, und Sie alle werden jetzt gerade Zeuge einer solchen Ausnahme. Es kommt nämlich vor, dass der Laudator und die Autorin miteinander persönlich bekannt sind. Und Achtung! Jetzt wird es richtig gefährlich. Jetzt könnten wir nämlich womöglich nach dem offiziellen Teil der Veranstaltung beobachten, wie der Laudator und die Autorin in einer Fensternische des Festsaaes stehen, wobei die Autorin, zumindest im metaphorischen Sinne, den Laudator bei seinen Revers packt, ihn leicht schüttelt und dabei so etwas sagt wie: „Bist du jetzt vollkommen bescheuert? Was sollte denn bitteschön dieser Blödsinn?“

Meine Damen und Herren, begreifen Sie, worauf ich hinaus will?

Falls nicht, dann beginne ich hiermit meine Laudatio mit dem wahrscheinlich dringend erforderlichen Hinweis darauf, dass ich seit

fast genau 20 Jahren die Entstehung von Juli Zehs Romanen als Lektor begleiten darf, woraus sich eine gewisse Bekanntheit mit der Autorin ergeben hat. Und um Sie ganz ins Bild zu setzen, erzähle ich Ihnen, wie es dazu kam.

Im Frühjahr 1998 lernte ich Juli Zeh in Leipzig kennen, während einer Gastdozentur am Deutschen Literaturinstitut. Ich werde den Moment unserer ersten Begegnung niemals vergessen und lasse Sie jetzt daran teilhaben.

Die erste Sitzung des Seminars mit dem Titel „Große Projekte“ im Literaturinstitut hatte bereits begonnen, als zwei neue Teilnehmer den Raum betraten, nicht ganz unauffällig. Das lag in ihrer Natur. Da war zunächst eine junge Frau, die ich auf den ersten Blick schwer einzuschätzen wusste. Manches an ihrem Habitus und ihrem Aussehen wirkte trotzig und wehrhaft, anderes freundlich und etwas lausbübisches. Jedenfalls bekam ich ein ausgesprochen lausbübisches Lächeln zur Begrüßung. Sonst nichts. In ihrem Schlepptau erschien ein deutlich mehr als mittelgroßer Hund, aus dessen Unmenge schwarzen Fells nur seine rote Zunge sowie ein paar Spitzen sehr weißer Zähne herausragten. Das waren Juli Zeh und ihr Hund Othello.

Ich war damals noch der Ansicht, dass Hunde im Seminar nichts zu suchen hatten, und arbeitete daher an einem Satz, der das möglichst politisch korrekt ausdrücken sollte. Da beobachtete ich das Folgende: Frau Zeh hatte sich einen freien Stuhl gesucht, und obwohl es physikalisch eigentlich völlig unmöglich war, drückte sich der große schwarze Hund so unter diesen Stuhl, dass es schließlich aussah, als stünde er, also der Stuhl, mit allen vier Beinen auf einem in der Mitte stark aufgebauchten Flokatiteppich.

Und das war noch nicht das Ende dieser Szene. Jetzt zog nämlich Frau Zeh, die mich mit einer Miene ansah, die ungefähr sagte: „Nur die Ruhe! Alles wird gut!“, ihre Schuhe aus, um mit ihrem eigenen Plural, also mit ihren Zehen, den Flokatihund sachte zu massieren. Ich musste das damals für ein Beruhigungsritual halten. Erst später habe ich erfahren, dass der Hund dazu neigte, in Seminaren einzuschlafen und dabei laut zu schnarchen. Die Zehenmassage diente also nicht

dazu, ihn zu beruhigen, sondern ihn wach und also möglichst geräuschlos zu halten. –

Jetzt habe ich Ihnen also eine Anekdote erzählt. Habe ich das getan, um wenigstens ein paar Minuten von meiner schwierigen Laudatio auf eine mir persönlich und recht gut bekannte Autorin mit einem Text zu füllen, dem nicht widersprochen werden kann, nicht einmal von der Autorin selbst?

Die Antwort lautet: ein bisschen – ja. Aber auch – nein. Denn ich glaube, ich habe damals, in den allerersten Sekunden unsere Bekanntschaft, schon etwas an Juli Zeh wahrgenommen, das mir später immer wieder und bei den verschiedensten Gelegenheiten begegnet ist, nämlich: ein Miteinander von Strenge, Durchsetzungsfähigkeit und Sensibilität. Da war diese junge Frau, die so robust daherkam und ein großes schwarzes Wesen dabei hatte, das eigentlich vollkommen fehl am Platze war. Aber das große schwarze Wesen gehorchte ihr aufs Wort; es war ihr, wie später feststellen konnte, geradezu verfallen; und das rührte natürlich daher, dass es mit so viel Kenntnis, Einfühlsamkeit und Zärtlichkeit behandelt wurde. So wurde das allererste Bild, das ich von der damaligen Studentin Juli Zeh bekam, für mich eine Art Inbild der Autorin Juli Zeh, die ich so sehr schätze.

Denn genau so erscheint sie mir, bis heute: wehrhaft, aber auch mädchenhaft und lausbübis, dabei immer in Begleitung großer schwarzer Wesen und Gebilde, deren Zähne sichtbar und scharf sind, die aber von ihrer Herrin an der kurzen Leine geführt und zu einem ordentlichen Verhalten angeleitet werden.

Was ich damit meine? Ich sollte das wohl genauer erklären.

Ich beginne mit dem *Mädchenhaften*, für das ich mir von Ihnen vielleicht schon ein paar Stirnrunzler eingefangen habe. Denn eigentlich darf man so etwas ja nicht sagen, zumal nicht als Mann über eine jüngere Frau. Ich sag's aber doch; und zur Begründung dafür kann ich aus dem Essay „Sag nicht ER zu mir“ zitieren, den Juli Zeh kurz nach Erscheinen ihres ersten Romans „Adler und Engel“ über das Ich in der zeitgenössischen Literatur geschrieben hat.

In diesem Text schildert sie sehr eindrucksvoll, wie sie als Mädchen zur Literatur gekommen ist, nämlich durch eine Verwandlung ihrer selbst in die Hauptfigur der fortlaufenden Geschichte ihres Lebens. Diese Geschichte legte sie damals allerdings nicht sich selbst in den Mund, sondern einem ihr übergeordneten Erzähler oder einer Erzählinstanz. Ich zitiere zur Erläuterung aus dem besagten Essay:

Wenn ich von der Schule nach Hause kam, konnte ich zum Beispiel denken: *Die letzte Stunde war ausgefallen. „Hoffentlich gibt es Leberkäse zum Mittagessen“, dachte sie und schob den Schlüssel ins Schloss der Haustür.*

Brüllte ich dann „Hallo Mama!“ In den Flur, fügten meine Gedanken *rief sie* hinzu. ICH existierte nur in der wörtlichen Rede: *„Da bin ich schon“, sagte sie, als die Mutter in den Flur trat.*

Diese Verwandlung des Selbst in die Figur eines gewissermaßen durchlaufenden Textes war natürlich das Resultat intensiver und extensiver Lektüre, für die ja besonders Mädchen in einem bestimmten Alter bekannt sind. Die meisten richtigen Leseratten sind weiblich, das Wort Leserätin ist eigentlich viel angemessener. Dennoch wird hier eine Besonderheit im Resultat der Lektüre deutlich. Juli Zeh beschreibt, wie sie in die Literatur als eine Art und Weise nicht nur der Unterhaltung oder der Illusionierung, sondern des Existierens schlechthin hineingesogen wurde. Und ich denke: Wer sich dergestalt zur Hauptfigur eines permanenten Textes macht, der begreift sich selbst, mehr oder weniger bewusst, als jemand, der ganz wesentlich durch eine besonders geformte und geordnete *Sprache* gebildet und bestimmt wird.

Damit erscheint ein wesentlicher Unterschied! Es ist der Unterschied zwischen Sprache als Kommunikationsmittel und Sprache als Lebensraum. Ich kann es nicht beweisen, aber ich bin der festen Überzeugung, dass alle Menschen in ihrer frühen Kindheit die Sprache zunächst als ein berauschendes Zauberwerk erleben. Natürlich ist sie ein Mittel der Kommunikation mit ihrer Umwelt; doch viel wichtiger ist sie als das Medium der Selbstvergewisserung und der Selbstkonstruktion. Mensch sein heißt denken, und Denken ist stilles Sprechen. Doch kaum beherrscht das Kind dieses Zauberwerk so einigermaßen, beginnt es mit dessen Instrumentalisierung. War es eine Zeitlang das

Schönste an der Sprache, vermittels ihrer ganze Welten zu imaginieren und in sie einzutauchen, überwiegt bald der instrumentelle Charakter des Sprechens.

„Nein, will ich nicht!“ „Gib das!“ „Komm!“

So beginnt der Mensch, über Sprache seinen Willen zu artikulieren und seine Umwelt zu organisieren. Nicht viel später tippt er in sein Smartphone: „Schon gehört? Vanessa und Philipp! Krass, oder?“, gefolgt von einer Serie kleiner gelber Grinsegesichter. Und dann ist womöglich so ziemlich Schluss mit der Sprache als Freiraum des Kreativen, als Organ einer grenzenlosen Selbstkonstruktion.

Juli Zeh ist es wohl anders ergangen. Sie hat als Mädchen so selbstverständlich mit dem Schreiben von Geschichten begonnen wie man im gleichen Alter etwa beginnt zu tanzen, zu schwimmen oder zu reiten, einfach weil man fühlt, dass man sich beim Tanzen, Schwimmen oder Reiten am meisten als der Mensch fühlt, der man ist – oder der man sein möchte. Allerdings hat Juli Zeh damals auch die Erfahrung machen müssen, dass man womöglich mit dem Schreiben von Geschichten nicht in die Gesellschaft gerät, etwa die von Tanzschule, Schwimmverein oder Reitstall, sondern in den Zustand des unverständen-Seins und der Einsamkeit. Es ist nun mal entschieden unproblematischer, einen kleinen Pokal für eine Leistung im Tanzen, Schwimmen oder Reiten nach Hause zu bringen, als die eigene Familie oder die Freunde damit zu konfrontieren, dass man ein Gutteil seiner Zeit damit verbringt, die eigene Existenz als eine Existenz in und durch Sprache zu erschaffen.

Juli Zeh zog damals die Konsequenz aus dieser Erfahrung. Sie sägte ein Dielenbrett in ihrem Kinderzimmer auf und versteckte ihre Texte darunter. Was man ganz und gar ist, das muss man auch schützen; und angehende Schriftstellerinnen müssen wohl mindestens so viel zu diesem Schutz tun wie angehende Tänzerinnen, Schwimmerinnen und Reiterinnen. Wahrscheinlich sogar entschieden mehr.

Und damit bin ich ganz zwanglos wieder zurückgekehrt nach Leipzig, ins Literaturinstitut. Als ich Juli Zeh dort kennenlernte, durchlief sie gerade einen Prozess, der durchaus schmerzhaft war, aber

auch typisch für jemand wie sie. Ich greife hier wieder auf ihre eigene Darstellung zurück, nämlich auf den Essay „Von der Heimlichkeit des Schreibens“ aus dem Jahr 2005. Im Literaturinstitut erfuhr Juli Zeh durch die dauernde Präsentation ihrer Texte, dass es mit der Selbstverständlichkeit der eigenen Textproduktion jäh zu Ende gehen kann, wenn fremde Zuhörer – und sogar Kritiker! – ins Spiel kommen. In Leipzig ging es nämlich entschieden weniger um das Schwelgen in selbstgenügsamen Fantasien oder, wie Juli Zeh sie nannte: in durchs Aufschreiben „professionalisierten Tagträumen“. Stattdessen wurde dauernd über Lesererwartungen gesprochen, über die Plausibilität von Erzählstrukturen, über die Komplexität von Personenkonstellationen, über Spannungsbögen und über erzählerisches Handwerkszeug wie Tempuswechsel oder erlebte Rede.

Dergleichen kann äußerst abschreckend wirken. Juli Zeh berichtet davon, dass sie zwar rasch begriff, was zu tun ist, um Texte mit Rücksicht auf ein mögliches Publikum zu formen. Aber zugleich litt ihre Freude am bis dato selbstverständlichen Schreiben so sehr, dass der Impuls dazu verschwand. Vielen jungen Menschen mit Talent in irgendeinem Metier wird es so gehen, wenn sie mit ihrem Talent an die Öffentlichkeit gehen: Sie fallen in das Loch einer zweiten und viel radikaleren Professionalisierung.

Aber aus diesem Loch ist Juli Zeh nach einer Zeit der Irritation wieder herausgekommen, und ich hatte damals das große Privileg und das noch größere Vergnügen, ihr dabei zuschauen zu dürfen. Denn sie ist, und das ist das wahrlich Besondere, aus diesem Loch als sie selbst wieder herausgekommen. Das heißt: ohne die berühmte „déformation professionnelle“, die in einer Sonderform auch eine Schriftstellerin erleiden kann, wenn sie das handwerkliche Gelingen ihrer Texte oder deren Wirkung auf potentielle Leser allmählich mehr im Sinn hat als die sprachliche Realisation ihrer Tagträume.

Am 20. Oktober 1998 hatte ich gemeinsam mit Juli Zeh eine Lesung im Haus des Buches in Leipzig, die in der Reihe „Großer Fisch – Kleiner Fisch“ stattfand und, so der Sinn dieses Namens, ein arri-

vierteres Mitglied der Gattung Schriftsteller mit einem weniger bekannten zusammenbinden sollte. Ich lüge nicht, wenn ich sage, dass ich damals ein mulmiges Gefühl hatte. Ich sah mich nicht unbedingt als der große der beiden Fische. Juli Zeh hatte zwar damals noch nichts veröffentlicht; aber ich hatte ihre ungeheure Schreibenergie kennengelernt, die sie aus ihrer frühesten Kindheit in die Gegenwart gerettet hatte. Ich kannte sie als einen manchmal geradezu verstörend intelligenten Menschen, der komplexe Angelegenheiten so rasch und präzise überschauen und einordnen konnte, wie es ein erfahrener Arzt in der Notaufnahme mit einem Patienten tut. Ich ahnte zumindest etwas von ihrer Konzentrationsfähigkeit und der Disziplin, mit der sie schon damals Textkonvolute handhaben und organisieren konnte, die anderen womöglich als unregierbares Chaos erschienen wären.

Juli Zehs persönliche Schreibgeschichte kannte ich damals noch nicht so genau; die Texte, aus denen ich eben zitiert habe, waren noch nicht geschrieben, wir hatten über das Thema nur ein paar kurze Gespräche geführt. Aber Sie können mir glauben: Wenn man selbst jemand ist, der sich bei seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Aneinanderfügen von Wörtern und Sätzen, meistens ziemlich quälen muss, dann erkennt man leicht einen ähnlich interessierten Menschen, der allerdings ganz anders veranlagt ist.

Ich habe mir seit damals Juli Zeh immer als eine Autorin vorgestellt, die es geschafft hat, einen höchst lebendigen Austausch zwischen ihren Tagträumen und ihrer Textproduktion zu ermöglichen und zu organisieren. Mit großer Bewunderung, und immer auch mit etwas Neid, erlebe ich es seitdem, wie sie sich anscheinend leichtfüßig vom weiten Raum ihrer Fantasien, ihrer Wünsche und Obsessionen hinüber in den Raum des Schreibens bewegt. Oder, um ein anderes, grauenhaft konventionelles, dann aber auch wieder naheliegendes Bild zu benutzen: Während ich selbst zwischen den Bereichen Fantasie und Text immer eine Art Mauer empfinde, über die ich mühsam hinwegklettern muss und dabei oft genug zumindest für mich ein peinliches Bild abgebe, setzt Juli Zeh auf ihrem geflügelten Schreibpferd aus vollem Galopp mit einem eleganten Sprung darüber hinweg. – –



Aber alle Vergleiche hinken nicht nur, sie täuschen auch, zumindest teilweise, und dieser hier macht keine Ausnahme. Ich habe, wie gesagt, in den auf unsere Leipziger Begegnung folgenden Jahren Juli Zehs Romane als Leser und Berater begleiten dürfen. Dabei habe ich dann beide Juli Zehs aus der Nähe kennengelernt: Zunächst den Menschen, der immer noch in seinen Tagträumen – und natürlich auch in seinen Tagalpträumen – lebt und beide mit einer scheinbaren Leichtigkeit niederschreibt, so, als existierten das Erdachte und das Erfühlte immer schon in Sprache und als Texte. Ich habe aber auch die Juli Zeh kennengelernt, die unerbittlich an der Verbesserung ihrer Texte arbeitet und dabei gegen ihre eigene Produktion strenger und unerbittlicher sein kann, als irgendjemand anders es sein könnte.

Ein Lektoratsprozess, meine Damen und Herren, kann durchaus so verlaufen, dass der Autor den Lektor als eine Art Instanz auffasst, gegen den er seinen Text durchsetzen will. Das Lektoratsgespräch ist dann die gelegentlich bis zum Exzess getriebene Probe aufs Exempel, ob der Autor nicht doch die besseren Argumente für seine Fassung besitzt oder ob er nicht einfach mächtig genug ist, seine Fassung durchzusetzen. Sie können sich leicht vorstellen, wie strapaziös eine solche Arbeit ist und dass sie, wie praktisch alle Machtspiele, auch vollkommen unfruchtbar sein kann.

Mit Juli Zeh an ihren Texten zu arbeiten, ist dagegen ein pures Vergnügen. Tatsächlich sah ich mich immer in ihre Texttagträume hineingezogen, die mir bald schon wie meine eigenen vorkamen. Allerdings bekam ich darin eine Anstellung als eine Art Handwerker im Luftschloss, der den Auftrag hat, zusammen mit der dort ansässigen Prinzessin dessen Statik kritisch zu prüfen, die Installationen zu verbessern und gegebenenfalls beim Abriss eines Seitentraktes und bei seinem Neuaufbau mit Hand anzulegen. Gelegentlich galt es auch, was besonders heikel ist, das Personal des Luftschlusses auf Herz und Nieren zu prüfen, selbst wenn das zu bitteren Entlassungen führte. Oft genug hat mich die Autorin Juli Zeh zu einer Strenge gegen den Text gezwungen, die ich aus eigenem Antrieb wohl kaum aufgebracht hätte.

Manchmal habe ich, und, ja, auch vor diesem höchst konventionellen Bild scheue ich heute einmal nicht zurück: Blut und Wasser geschwitzt.

Aber was für eine schöne und dankbare Arbeit, zusammen mit der Autorin so strenge Hand an ihr Werk zu legen und dabei immer die Gewissheit zu haben, dass diese Arbeit von der Hoffnung getragen wird, hinter jedem Wort die bessere, die zutreffendere Variante zu finden. Es ist ein seltener Umstand, mit einer Autorin ihre Texte so wahrlich eingehend besprechen zu können, Texte, die allesamt tief aus der Persönlichkeit stammen, *ohne* dabei Gefahr zu laufen, dass es zu Verletzungen oder gar Zerwürfnissen kommt.

So etwas wird freilich erst möglich, wenn man wie Juli Zeh imstande ist, sich ganz auf das Wohl und Wehe des Textes zu konzentrieren und dabei Geltungsbedürfnis, Eigensinn und Eitelkeit außen vor zu lassen. Und es ist möglich, wenn man wie Juli Zeh einen blitzenden Textverstand besitzt, der stets auf der Suche ist nach der zugleich schlichtesten und sprechendsten, manchmal sogar schillerndsten Formulierung.

Meine Damen und Herren, ich schaue auf die Uhr und stelle fest, dass ich mich womöglich verplappert habe. Gerade angesichts des Umstandes, dass dieser Literaturpreis der Stadt Köln im Namen Heinrich Bölls verliehen wird, hätte ich doch eigentlich viel intensiver auf Juli Zehs politische Texte und ihr politisches Engagement eingehen müssen. Zum Glück haben Sie, Frau Oberbürgermeisterin, in Ihrer Ansprache bereits einiges davon erwähnt. Aber natürlich verdiente dieses Engagement eine noch viel ausführlichere Würdigung.

Dabei müsste meines Erachtens besonders betont werden, dass Juli Zehs oft genug leidenschaftliche Kritik an den Zuständen in unserem Land immer einen gewissermaßen staatstragenden Aspekt hat. Ich selbst bin in den siebziger Jahren mit einer intellektuellen Kritik an der Bundesrepublik groß geworden, die als Ziel praktisch immer Veränderungen hatte, die auf eine Abschaffung des Staates und die Ersetzung durch einen ganz anderen hinausliefen. „Schweinestaat“, stand alle paar Meter an den Mauern der Universitätsinstitute, in denen ich damals studierte. Immer sollte bewiesen werden, dass alles

grundsätzlich falsch ist und nichts taugt. Mir schien das oft übers Ziel hinaus zu schießen.

Juli Zehs politisches Engagement hat dagegen, wie ich es sehe, weniger die große Revolution und vielmehr den entschiedenen Kampf für die Stabilisierung des Rechtsstaates zum Ziel. Es geht ihr – als Juristin! – darum, mit unseren Gesetzen ernst zu machen, statt sie der Tagespolitik oder den sogenannten ökonomischen Zwängen und Notwendigkeiten unterzuordnen. Es ist von daher konsequent, dass Juli Zeh unlängst das Amt einer ehrenamtlichen Verfassungsrichterin in Brandenburg übernommen hat. Meine damaligen Kommilitonen wollten die Revolution; manche haben dann den sogenannten „Langen Marsch durch die Institutionen“ mit dem Ziel einer Verbeamtung angetreten. Juli Zeh ist dagegen eine Revolutionärin auf dem ehrenamtlichen Richterstuhl. Ihre politische Arbeit vollzieht sich nicht gegen, sondern innerhalb eines Staates, von dem wir nicht vergessen sollten, dass er trotz aller Fehlerhaftigkeit das Maß des Blutvergießens hierzulande auf ein historisch niedriges Niveau gesenkt hat. – –

All dies und noch so vieles mehr müsste hier viel länger und viel ausführlicher gewürdigt werden. Aber die Zeit ist knapp; außerdem ist vieles schon anderswo ganz richtig gesagt worden, und ich müsste es abschreiben, weil ich es nicht besser formulieren könnte.

Aber womöglich habe ich ja nicht alles falsch gemacht, wenn ich hier so lange über Juli Zehs Charakter und Temperament als Schriftstellerin gesprochen habe.

Denn was, meine Damen und Herren, nutzt es eigentlich, wenn in unserer Welt, die von veröffentlichten Meinungen in Sachen Gesellschaft und Politik nur so birst, noch die eine oder andere Meinungsäußerung hinzugefügt wird? Meines Erachtens nutzt es wenig, solange besagte Meinungsäußerung nicht eine Gestalt gefunden hat, in der die Aufrichtigkeit und die unbeeinflusste Überzeugung des Individuums ihren Ausdruck finden.

Auf der Einladung zu dieser Preisverleihung wird Heinrich Böll mit einem Satz aus einem Vortrag über Literatur zitiert, den ich hier vollständig wiedergeben möchte:

„Moral und Ästhetik erweisen sich als kongruent, untrennbar auch, ganz gleich, wie trotzig oder gelassen, wie milde oder wie wütend, mit welchem Stil, aus welcher Optik ein Autor sich an die Beschreibung oder bloße Schilderung des Humanen begeben mag.“

Ich verstehe das so, dass Moral und Ästhetik, oder sagen wir: Überzeugung und Sprache nicht nur untrennbar sind, sondern sich auch gegenseitig bedingen. Wenn ich Juli Zehs politischen Texten folge, dann tue ich das, auch wenn ich in der Sache vielleicht anderer Meinung bin, mit demselben Vertrauen, mit dem ich mich in ihren literarischen Texten bewege. Ich bin der festen Überzeugung, dass in Juli Zeh immer noch diese untrennbare Einheit von Überzeugung, Empfindung und Sprache Bestand hat, mit der sie einmal zu schreiben begonnen hat. Hinter den politischen Texten steht ebenso wie hinter den literarischen ein durch und durch authentischer Charakter, dessen Überzeugungskraft aus der beständigen und nie erlahmenden Bemühung um den angemessenen sprachlichen Ausdruck erwächst.

Zum Schluss: Es ist eine hervorragende Wahl der Jury gewesen, Juli Zeh einen Preis zu verleihen, für den Heinrich Böll Pate steht. Als Preisträgerin ist sie hervorragend geeignet, die Leistung dieses Autors über die manchmal heiklen literarischen Generationsgrenzen zu tragen.

Liebe Frau Zeh, ach, Quatsch, liebe Juli, herzlichen Glückwunsch. Und darf ich mir *vielleicht* etwas von dir wünschen? Nein, ich denke, ich darf mir *ganz sicher* etwas von dir wünschen, denn ich tue es ja im Namen der vielen Menschen, die deine Bücher lesen. Ich wünsche mir, dass du genauso bleibst, wie du bis heute warst und bist. Wir alle brauchen Autoren wie dich, die mit der Stärke ihrer Persönlichkeit und der Kraft ihres Ausdrucks gegen den Unsinn ankämpfen, der die Welt zu überschwemmen droht.

Also bitte: einfach weitermachen! Wir alle sind so gerne dabei.